

Prinzeß Hummelchen.

Novelle von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war gegen acht Uhr.

Das Diner war schon fast vollständig abserviert. Soeben hatte Monsieur Dututel noch einen letzten prüfenden Blick auf die Bombe à la Nesselrode geworfen, die ihm der kleine Chef de la pâtisserie — er hatte sich aus seinen Küchenjungen lauter kleine Unterchefs erzogen — vorgezeigt. Er hatte auch noch eine der hellbraunen Käsestangen von der Schüssel genommen, ein winziges Stück abgebröckelt und in den Mund geschoben, die Stirn gekraust und zu dem ersten Unterkoch geäußert: „Ihr wollt nix begreifen, wie sie darf nur backen einen einzigen Hauch und soll doch sein crokant, zergehe auf die Zung, aber reizen das Gaumen." Dann überflog sein Feldherrnblick noch ein letztes Mal den ganzen weiten Raum der Hofküche, die langen Gestelle mit den glänzenden Kupfergeschirren, an denen kein Stäubchen sein durfte, die mächtige Maschine in der Mitte mit den blitzblanken Beschlägen, die sauberen Fliesen der Wände, den gewaltigen Anrichtetisch, der schon abgeräumt und gescheuert war und in fast schneeiger Weiße schimmerte, und die Weidenkörbe mit dem kleingehackten Buchenholz, welche soeben die beiden jüngsten Jungen hereinschleppten. Der eine derselben bekam noch einen kleinen Denkzettel, weil er es wagte, mit einem bedenklichen Loch in der Schürze vor den Herrn und Gebieter zu treten, der andere wurde angewiesen, sich das Haar kürzer zu scheren, denn „von die Haar darf man bei eine ordentliche Küch nie spüren; am besten ist, du läßt dich rasieren eine Platt, dummes Jung, eine schöne Vollmond".

Und nun zog sich Monsieur Dututel endlich in sein Allerheiligstes zurück, in sein Denkerstübchen.

Es war das ein kleiner Raum zwischen der Hauptküche und den Vorratskammern, in denen auf langen Gefriertischen das Fleisch und die Fische für die nächsten Tage aufgestapelt waren. So saß Dututel zwischen Aequator und Nordpol; im Winter ließ er die Thür zur Küche ein wenig offen, um es sich warm zu machen, im Sommer ließ er einen Spalt offen zur Eiskammer, um sich abzukühlen. Und die verschiedenen Düfte und Dünste von rechts und links her waren ihm dabei eine besondere Erbauung und Erquickung.

Langsam und gemessen, wie es dem ersten Küchenchef eines fürstlichen Hauses zukommt, in dem die edle Gourmandise noch einigermaßen nach Gebühr geehrt wird, band Papa Dututel seine weiße Schürze ab, zog anstatt der weißen Jacke ein ganz leicht gelblich gefärbtes Piquéjackett an, stöhnte auf, legte sich umständlich auf seinem Arbeitstisch Tinte und Feder zurecht, setzte sich unter einem zweiten leichten Stöhnen und begann endlich mit der Ausfüllung des Formulars für das morgige Menü, wie es in aller Morgenfrühe „oben" zur Vorlage kommen mußte.

Nachdem der Meister einige Minuten sinnend auf das Blatt Papier geschaut, in dessen rechter oberer Ecke das Datum schon ausgefüllt stand, während die linke die Sonderbezeichnung „Familientafel" trug, glitt seine Feder schnell über die ersten Rubriken hin.

Schon war er im Begriff, über die wichtige Frage des Relevé zu entscheiden, und überflog bereits in Gedanken seine Vorräte an großen Fleischstücken dort drinnen auf den Kühlschränken, als sich die Thür zur Küche ein wenig auseinanderschob und ein wohlfrisierter ernster Männerkopf im Spalt auftauchte. „Störe ich, Monsieur Dututel?"

Der Küchenchef ließ die federbewehrte Rechte auf das Papier hinabgleiten wie zum Ausruhen, schüttelte das graue Haupt, das glatt geschoren war wie eine Bürste, und schaute mit sichtbar erwartungsvollem Ausdruck zu dem Manne hinüber, der jetzt seine schlanke hohe Gestalt völlig in das Zimmerchen hineinschob.

Es war der erste Kammerdiener Seiner Hoheit, Herr Johannes Weingärtner, von Serenissimus — aber auch nur von diesem allein — nicht selten kurzweg „Jo" genannt. Er ließ sich mit einem gewissen Aplomb am Tisch gegenüber seinem Freunde nieder, zog ein kleines elegantes Bürstchen heraus, strich sich damit einigemal über seinen glänzend schwarzen ausrasierten Backenbart und meinte dann langsam: „Oben wird schon der Kaffee gereicht. Da komme ich schnell mal heruntergeschlüpft."

„Ist alles gewesen nach Wunsch?"

Weingärtner nickte. „Sehr gut, Verehrtester. Serenissimus haben sich sogar den Pudding zweimal reichen lassen, und ich hörte, wie Seine Hoheit zur Excellenz Eggeström zu äußern geruhten: „Famos, meine Beste — wirklich famos!"

Das Antlitz des alten Kochkünstlers strahlte. „Hab' ick auch gemackt selber. Die jungen Leut wollen nix kapieren, daß der Reis muß

Die Enthüllung des Goethe-Denkmals in Wien. (S. 19)

körnig bleiben — kornig — verstehen Sie wohl?"

Gemessen nickte Weingärtner. „Jawohl — das junge Volk will überall klüger sein wie wir Aelteren. Immer dieselbe Geschichte, Dututel — immer dieselbe Geschichte."

Das sonnige Lächeln auf dem Gesicht des Kochs zerfloß, es zuckte leise um seinen Mund. Aber er antwortete nicht. Sie saßen sich einen Augenblick schweigend gegenüber. „Dututel, alter Freund," begann dann der Kammerdiener aufs neue, „haben Sie nicht noch einen kleinen Magenstärker — Sie wissen schon — und vielleicht ein Schälchen Mokka?"

„Aber natürlich — aber natürlich!"

Ein kurzer Ruf nach der Küche hinein und ein Griff unter den Tisch, wo im wohlverschlossenen Behälter allerlei Privatschätze aufbewahrt wurden, und zwei zierliche Täßchen nebst einer dickbäuchigen Likörflasche standen vor den beiden Großwürdenträgern. Mit Bedacht goß Dututel den Curaçao in die Spitzgläschen, und mit Bedacht ließen beide den braunen Trank die Kehle hinabgleiten. Man hätte ihnen ansehen können, daß es Männer waren, welche Verständnis dafür hatten.

Aber dazwischen sah Dututel doch mit fragendem, forschendem, erwartungsvollem Ausdruck zu Weingärtner hinüber, denn er hatte wohl bemerkt, daß derselbe noch irgend eine Mitteilung auf dem Herzen hatte.

Und endlich sagte er, seine Ungeduld nicht mehr bemeisternd: „Nix sonst?"

Weingärtner strich sich den Bart. Es schien fast, als habe er seine geheime Freude daran, die Ungeduld des anderen ein wenig auf die Folter zu spannen. „Ja, was ich noch sagen wollte — aber Sie müssen es sich nicht zu Herzen gehen lassen, alter Freund —, als der Nachtisch hereinkam, meinte Serenissimus: „Hm, das Arrangement sieht aber jetzt nie so hübsch aus wie früher. Man merkt doch, daß der junge Dututel nicht mehr unten ist — was, lieber L'Estrange?"

„O — o!" machte der Küchenmeister verdrießlich. „Das haben Serenissimus doch gewiß wieder nur einmal gesagt, um zu macken eine Beweis, daß sie können sehen."

„Aber Serenissimus haben es doch nun einmal gesagt!" gab Weingärtner mit Betonung zurück. Und dann schlürfte er den Rest seines Gläschens aus, rückte ein wenig näher heran und fuhr fort: „Uebrigens, Dututel, die Sache hat noch eine andere Bedeutung. Hoheit geruhten nämlich im Anschluß an seine Aeußerung den Herrn Oberstleutnant zu fragen: was denn für Nachrichten über Ihren Sohn eingelaufen seien."

„Das dumme Bursch — das thörichte Jung!" brummte der Alte.

„Nun, lieber Dututel, der Herr Oberstleutnant haben ganz anders über Ihren Sohn geurteilt. Vorzügliche Fortschritte, die besten Aussichten — was weiß ich! Und dann wandten sich Serenissimus an die Petershagen, die Hoheit ja immer auszeichnen, und erzählten, wie er das Talent von René Dututel entdeckt habe, an den schönen Tragantaufsätzen nämlich, auf denen immer früher die kalten Büffettpiecen angerichtet gewesen seien, und wie Serenissimus den jungen Mann auf die Kunstschule gebracht hätten, trotzdem unser alter Dututel sterbensunglücklich gewesen sei, daß sein Einziger nicht sein Nachfolger werden solle. Alles sehr gnädig — sehr gnädig, Dututel!"

„Schon gut — is schon gut! Serenissimus ohn all Zweifel ein gutes Herr. Aber ick weiß, bei meine Kunst wird man satt, bei die andere Kunst kann man 'ungern — 'ungern!" wiederholte der Alte. „Und" — das rote Antlitz rötete sich bedenklich — „und das sein alles Unsinn, mit Permission ... lassen Sie mick aus mit dem René! Ick will nix wissen von das Jung, das hatte so ein schön Talent für die Küch, und nu steckt die Hand in den smutzigen Dreck von das Gips; lassen Sie mick aus!"

Herr Johannes Weingärtner schien seine besonderen Gründe zu haben, den unverkennbaren Zorn seines Freundes nicht weiter zu reizen. Er brach wirklich das bisherige Gesprächsthema ab, streckte dafür aber jenem die Hand über den Tisch hin und sprach: „Mein lieber Dututel, wir wissen ja, was wir aneinander haben, richtiger: gehabt haben und hoffentlich auch in Zukunft haben werden. Zwei Männer wie wir beide müssen am Hofe zusammenhalten — fest und unverbrüchlich."

Er drückte die Rechte nochmals kräftig, stand auf und schickte sich zum Fortgehen an. Ehe er aber das Zimmer verließ, beugte er sich noch einmal über den Arbeitstisch und flüsterte lächelnd dem Alten zu: „Vorhin hatte ich auch das Glück, Fräulein Rose auf der Treppe zu begegnen. Frisch wie eine wirkliche, soeben aufgeblühte Rose — o, nie hat ein Mädchen mit mehr Recht ihren Vornamen geführt."

Sichtlich geschmeichelt sah Dututel auf. Aber er konnte es sich doch nicht versagen, ein klein wenig spitz zu ergänzen: „Hat aber auch ihre Dornen, spitzige Dornen!"

Dabei lächelten sie sich beide zu wie in einem stillen Einverständnis. Und dann legte der Kammerdiener seine Hand auf des anderen Schulter, schob seine Lippen bis dicht an dessen rechtes Ohr und flüsterte hinein: „Wenn Sie nur fest bleiben, Dututel! Ich stehe schon meinen Mann. Und" — er wiegte sich etwas kokett in den Hüften — „was meinen Sie, wenn Serenissimus höchstselbst geruhten, sich für seinen getreuen Jo zu interessieren? Hoheit haben neulich erst gesagt: „Jo, ich sehe dir an, du hast irgend etwas, was du mit dir herumträgst, ohne es zu gestehen! Du bist doch nicht verliebt, Jo?!"

„Ah! Und was 'abben Sie geantwortet?"

„Hoheit haben wie immer einen scharfen Blick. Aber ich bitte unterthänigst um Erlaubnis, noch einige Zeit schweigen zu dürfen. Und da lachten Hoheit und meinten: „Gut Ding will gut Weile haben. Aber wenn du mich mal brauchst, Jo —" Weingärtner warf den Kopf zurück. „Nun, ich denke, ich werde diese spröde Rose auch ohne die Fürsprache von Serenissimus gewinnen."

Er versetzte dem Alten noch einen zarten Rippenstoß, und hinaus war er.

Einen Augenblick sah Dututel nachdenklich auf die Thür, die hinter dem Kammerdiener ins Schloß gefallen war. Dann beugte er sich wieder über seinen Menüentwurf, tunkte den Federhalter besonders tief und energisch ins Tintenfaß, brummte einiges und wollte eben wieder zu schreiben beginnen, da klang ein helles „Guten Tag, Väterchen!" an sein Ohr. „Darf ich eintreten?"

Ein schwarzer Lockenkopf lugte durch die Thür mit großen klaren Augen, und ehe er sich's versah, hatten sich auch schon zwei weiche, runde Arme um seinen Nacken gelegt.

„Kann man denn 'eute auch nicht die allernotwendigste Arbeit in Ruh macken?" wollte er zwar zanken, — „Rose du klein Windspiel — so laß doch — laß doch!" aber die Worte wurden halb durch ein frisches Lippenpaar erstickt, das sich von der Seite her ganz hinterlistig auf seinen Mund preßte.

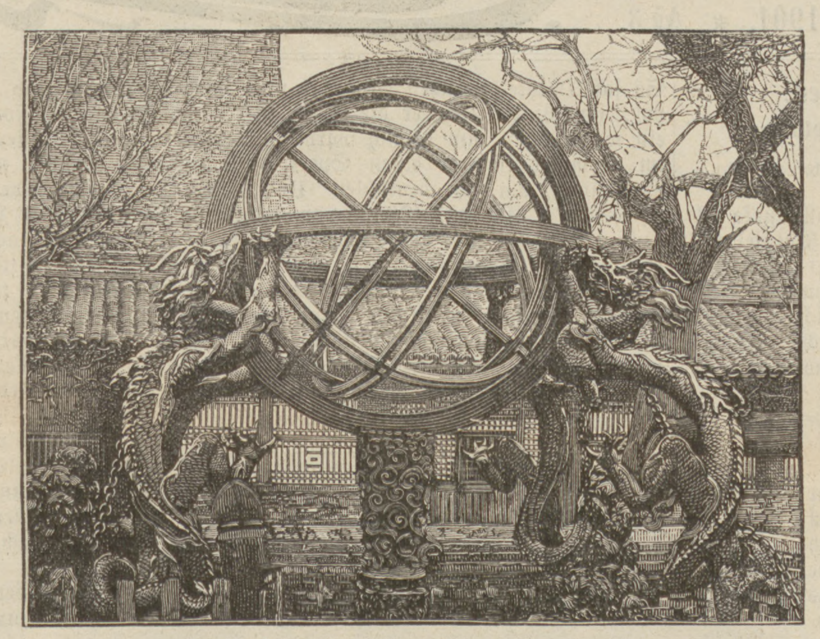
Als er endlich wieder frei war, einigermaßen frei — denn die Arme ließen immer noch nicht locker —, war auch sein Anflug von Zorn verflogen. Er legte sogar die Feder aus der Hand, beugte den Kopf etwas zurück und sah mit sichtlicher Vaterfreude in das hübsche Mädchengesicht. Es war ja sein ganzer Stolz, daß seine Rose so hübsch war, und insbesondere, daß sich in ihr der französische Typus am unverfälschtesten erhalten hatte. Und in der That, Rose Dututel sah aus wie ein Röschen von Avignon: krauses blauschwarzes Haar, das in dichten Locken sich den Rücken herunterringelte, ein schwellender Mund, strahlende dunkle Augen, ein ganz feines längliches Näschen; der Teint leicht gelblich angehaucht, ja — man denke — auf der Oberlippe sogar ein ganz, ganz winziger Anflug und auf der linken Wange ein niedliches Leberfleckchen.

Wie sie nun endlich losließ und ein wenig zurücktrat, da stand der Alte auf, zauste ein wenig in den mutwilligen Löckchen, die sich so natürlich auf die glatte Stirn legten, als hätten sie keine Brennschere oder Papilloten kennen gelernt, und sagte: „Du kleines Satansbraten, was willst du denn von dein altes Papachen?"

Sie lachte über das ganze Gesicht, harmlos wie ein Kind, wie ein Backfisch, trotz ihrer neunzehn Jahre. „Muß ich denn immer was wollen, Papa, wenn ich mal zärtlich zu dir bin?"

Er schmunzelte. „Ick kenn' euch doch, euch Frauenzimmercken kleine! Wie die Kätzchen — schmeicheln, noch einmal schmeicheln, Pfötchen lecken — o — o — ihr seid alle kleine, kleine Kätzchen!" Und dann, da sie ein Mäulchen zog, setzte er hinzu: „Heraus mit die Sprack! Was kost's?" Und er klimperte in den Hosentaschen mit einigen Geldstücken.

„Aber Papachen! Ich — ich wollte dich nur fragen, ob ich wohl am nächsten Sonntag



Armillarsphäre der Pekinger Sternwarte. (S. 19)

mit Bremers die Partie nach Finkenwerder mitmachen dürfte?"

Sie kam merkwürdig zögernd heraus, die anscheinend so unverfängliche Frage. Daß dem so war, mußte auch wohl seinen guten Grund haben, denn Monsieur Dututel zog die Stirn in einige Falten, und sein weißer Schnurrbart, der immer aussah, als läge eine feine Schicht Kaisermehl darauf, sträubte sich ordentlich.

„Mit die Bremers? Sieh doch an, Rose! Mit der Tante Berthe? O, du hältst dein altes Papachen für dümmer, als er ist, du kleines 'interlist, du! Aber er sein gar nix so dumm, er hab' sehr helle Augen in dem Kopf; ganz gut kann er sehen, ganz gut! — Da sein wohl der Monsieur Marschner auck von die Partie, der Sergeant mit die große Ohr und die kleine appetitliche Schnurrbärtchen? Ja, nu werd' nur rot, du 'interlist du!"

Wirklich, Rose mußte kein gutes Gewissen haben. Ueber ihr hübsches Gesicht strömte eine dunkle Welle. Aber zugleich warf sie das Köpfchen heftig zurück, und ihre Lippen krausten sich trotzig. „Ich weiß es nicht, Papa, ob Herr Marschner mit von der Partie ist!"

„So — so, du natürlich nix wissen, gar nix wissen. Die reine Unschuld, die Rose, das liebe Kind!" Allmählich redete sich Dututel in die Wut mehr und mehr hinein, und plötzlich schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch und rief: „Nix da — nix da! Keine Partie und keinen Monsieur Marschner für die Rose Dututel! So ein hergelaufener Soldat, der nix hat zu knabbern, ein Barbar, der nix einmal versteht von die Sprack aller Spracken! Ganz ein unpolierter Patron!"

Rose stand einen Augenblick sprachlos. Aber auch nur einen Moment. Dann trat sie, während sich ihre Augen mit Thränen füllten, näher an den Vater heran und sagte mit leiser, aber fester Stimme: „Du hast recht, Papa, es war nicht richtig von mir, daß ich nicht die volle Wahrheit sprach. Ja, Bruno Marschner ist von der Partie, und daß du es nur weißt: auch nur seinethalben lag mir daran, sie mitzumachen. Denn, Papa — nun muß es doch heraus, und wenn du auch sehr böse sein wirst, wir haben uns sehr lieb, und —"

„Sweig du stumm!" brauste der Alte, sie unterbrechend, auf. „Und komm mich nicht mehr mit diese Mensch, der so dumm sein, daß er kein Huhn kann unterscheiden von eine Gans. Sweig du ganz stumm, du — du Nixnutz, verliebtes!" Er schöpfte tief Atem, und dann setzte er, die Tochter an dem rechten Arm anfassend, hinzu: „Du sollst bekommen einen ordentlichen Mann, einen Mann von Distinktion — du wirst 'eiraten den Monsieur Weingärtner! Heul nicht, du undankbares Kind, du! Mack mich nich voller Rage, Rose! Du wirst —"

Er irrte aber, wenn er meinte, die Tochter würde ihn durch Thränen umzustimmen versuchen. Im Gegenteil. Sie hatte das Naß bereits mit übermächtiger Anstrengung zurückgedrängt. Wohl bebte ihre ganze zierliche Gestalt, aber völlig gefaßt, und mit einer Bestimmtheit, die auf den heftigen Widerspruch gefaßt schien und mit solchem rechnete, entgegnete sie: „Das werde ich nicht thun, Vater! Eher kannst du mich in Stücke reißen, ehe ich diesen Menschen heirate. Und ich weiß auch, du wirst mich nicht zwingen, du wirst mich nicht unglücklich machen für mein ganzes Leben!"

„Eh! Eh! Unglücklich!" höhnte der Alte. „Nix von Unglück, wenn das Demoiselle bekommt einen anständigen Mann, der sie wird 'abben lieb und sie wird tragen auf die Hände! Nun, du weißt, was ick will, und du wirst parieren der Ordre von dein Papa! Und nun mack, daß du fortkommst, du Bock, du; ick 'ab' noch zu schreiben das Menü vor das morgige Diner."

Er setzte sich wieder an den Tisch, mit einem leichten Aufblinzeln zu Rose hinüber und einem lauten Stöhnen der Erleichterung. Seine Gutmütigkeit hatte schon wieder Oberhand über die Heftigkeit gewonnen, und er erwartete wohl, daß die Tochter ihm, ehe sie ging, ein einlenkendes Wort, einen Versöhnungskuß geben werde. Aber nichts davon geschah. Rose blieb



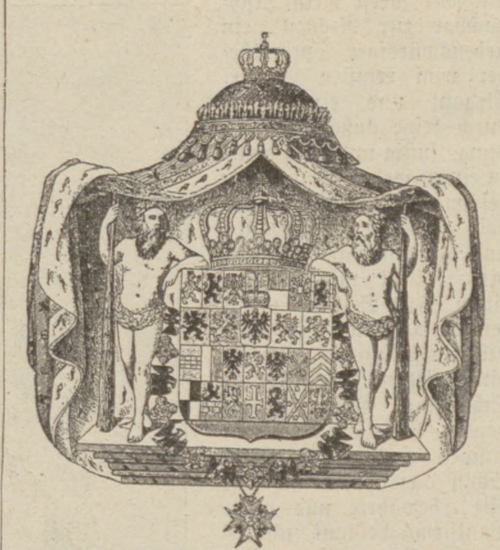
Friedrich I., König von Preußen.

noch eine Minute wortlos neben dem Vater stehen. Ihre Brust hob und senkte sich schneller, und über ihr Gesicht zuckte es nervös.

Dann sagte sie leise, tonlos: „Adieu, Papa!" und als der Alte aufsah, war die Thür bereits hinter ihr wieder ins Schloß gefallen.

4.

Herr v. Willröder wohnte in der Breiten Straße. „Was so ein bissel was war," wie Mannfeld zu sagen liebte, wohnte in Elwersburg überhaupt stets in der Breiten Straße, denn die Haupt- und Residenzstadt bestand eigentlich ja nur aus ihr, die vom fürstlichen Schloß zu dem jetzt leerstehenden erbprinzlichen Palais führte — der Erbprinz stand in Pots-



Das königlich preußische Wappen im Jahre 1701.

dam bei den Leibhusaren —, und aus einigen dürftigen Nebengassen, die sich um jene „Hauptverkehrsader", wie sich wiederum Mannfeld auszudrücken liebte, herumkrystallisiert hatten.

Herr v. Willröder aber wohnte nicht nur in der bevorzugten Breiten Straße, sondern auch in deren bevorzugtester Lage. Ganz genau ist das freilich nicht richtig, denn am bevorzugtesten war die Lage unmittelbar am Schloß. Aber dem „Herrn" so ganz direkt ins Fenster zu sehen, war ja nur wenigen Auserlesenen vergönnt, denn fast die ganze Front gegenüber dem Schlosse nahm das langgestreckte Kavalierhaus ein, an das sich rechts der Marstall anschloß und links das Hauptpostamt, welches Meister Stephan hierher gesetzt hatte zum leisen Verdruß einiger Elwersburger Kirchturmpolitiker, denen die Nähe des Verkehrsinstituts an der Residenz die Weihe des Platzes zu stören schien.

Herr v. Willröder also wohnte dort, wo die Breite Straße den Markt schnitt, und wenn er an seinem Schreibtisch saß, so konnte er auf der einen Seite bis zum Schloß hinuntersehen, auf der anderen aber beobachten, wie die Bauernfrauen aus der Umgegend Kartoffeln oder, wenn's hoch kam, Spargel verkauften; auch stand es ihm unbenommen, sich an dem Spiel der zopfigen Fontäne zu ergötzen, die von Udo dem Achtzehnten in der Mitte des Marktplatzes errichtet worden war. „Unsere berühmte Fontäne," wie Mannfeld zu bemerken pflegte, „die zu den Merkwürdigkeiten Elwersburgs gehört, denn Napoleon soll, als er nach der Schlacht von Jena durch die Residenz kam und im Schloß ein Frühstück einnahm, geäußert haben, solch ein verdrehtes Ding besäße er in all seinen Staaten nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

In Gegenwart des Kaisers Franz Joseph fand **die Enthüllung des Goethe-Denkmals in Wien** statt, das sich gegenüber dem Schiller-Denkmal auf jenem Dreieck erhebt, welches auf einer Seite, gegen die Ringstraße hin, offen ist, während die beiden anderen Seiten durch das Palais Schey und das Gitter des Kaisergartens gebildet werden. Das Denkmal ist ein Werk Professor Eduard Hellmers, der den Dichter im hohen Mannesalter, etwa zwischen fünfzig und sechzig Jahren, sitzend dargestellt hat. Auf einem granitenen Sockel, der über drei gleichfalls aus Granit hergestellten Stufen in der Höhe von 2,62 Metern sich erhebt, ruht in einer Art Thronsessel mit hoher Lehne und weiten Armstützen die Bronzefigur Goethes, die 2,93 Meter hoch ist. Auf der Vorderseite des Sockels steht nur das eine Wort: „Goethe". Die Rückseite trägt ein Relief, welches die Huldigung der Menschheit vor dem Genius versinnbildlicht. Darunter liest man die Inschrift: „Errichtet vom Wiener Goethe-Verein im Jahre 1900." — Die ungemein wertvollen **Instrumente des Observatoriums zu Peking,** welche Anlaß zu einer Differenz zwischen dem Grafen Waldersee und dem amerikanischen General Chaffee gegeben haben, die dann durch ein Entschuldigungsschreiben des letzteren beigelegt worden ist, zerfallen in eine ältere und eine neuere Gruppe. Die ersteren Instrumente, die noch aus der Mongolenzeit stammen, wurden wahrscheinlich bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts von ihrem ursprünglichen Standort auf der Pekinger Stadtmauer entfernt und befanden sich zuletzt in einem Hofe am Fuß der Mauer. Bemerkenswert ist darunter namentlich eine sogenannte **Armillarsphäre** zur Bestimmung der Sternörter. — Vor zweihundert Jahren, am 18. Januar 1701, wurde das Königreich Preußen zu Königsberg begründet, indem sich Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, fortan **Friedrich I., König von Preußen,** in der dortigen Schloßkirche mit eigener Hand die Königskrone auf das Haupt setzte und darauf seine vor ihm knieende Gemahlin Sophie Charlotte krönte. Die untere Abbildung stellt **das königlich preußische Wappen im Jahre 1701** dar. — Die **an Bord der „Köln" heimgekehrten Chinakämpfer** haben **nach ihrer Ankunft in Wilhelmshaven** wohlverdiente Ehrungen empfangen, ebenso in Kiel, wohin sie mit der Bahn befördert wurden. Am 16. Dezember fand der festliche Einzug in die Reichshauptstadt statt. — Als Nachfolger des auf eigenen Wunsch von seinem bisherigen Posten enthobenen Generalmajors v. Liebert wurde der bekannte Afrikaforscher und Hauptmann im Großen Generalstab, **G. Ad. Graf v. Götzen** zum **Gouverneur von Deutsch-Ostafrika** ernannt. Er ist



Chinakämpfer an Bord der „Köln" nach ihrer Ankunft in Wilhelmshaven. (S. 19)
Nach einer Photographie von Fr. Kloppmann Nachf. (Ferd. Brandt) in Wilhelmshaven.

im Mai 1866 geboren, war nach beendetem Studium der Staatswissenschaften 1890/91 Botschaftsattaché in Rom und unternahm während dieser Zeit seine erste Reise nach dem Kilimandscharo. Während er 1892 als Offizier zur Kriegsakademie kommandiert war, bereiste er mit Major v. Diest Kleinasien zu topographischen Aufnahmen und machte 1893 eine große Reise durch Afrika. Später war er Militärattaché in Washington und wurde nach der Heimkehr zum Großen Generalstabe versetzt. — **Das in der Bucht von Malaga gestrandete deutsche Schulschiff „Gneisenau"**, mit dem so viele blühende Menschenleben zu Grunde gegangen sind, war am 4. September 1879 auf der kaiserlichen Werft in Danzig vom Stapel gelaufen und gehörte der Marinestation der Nordsee an. Der „Gneisenau" war als Vollschiff getakelt; er besaß eine Maschine von 2500 indizierten Pferdestärken, mit der er eine Maximalgeschwindigkeit von 14 Knoten entwickelte. In der Batterie führte das Schiff vierzehn 15 Centimeter-Geschütze, außerdem waren zwei 8 Centimeter-Schnellladekanonen und zwei 8 Millimeter-Maschinengewehre an Bord. Seit mehreren Jahren diente der „Gneisenau", wie seine Schwesterschiffe „Stosch", „Stein" und „Moltke", als Kadettenschulschiff. Er war als solches in Bergen anwesend, als Kaiser Wilhelm II. dort im Juli 1899 das französische Kadettenschulschiff „Iphigénie" besuchte.



G. Ad. Graf v. Götzen,
der neue Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. (S. 19)
Nach einer Photographie von Reichard & Lindner, Hofphotographen in Berlin.

Ein Götterweib.

Erzählung von **Harry Sheff.**

1. (Nachdruck verboten.)

Die „Dania", der schmucke Hamburger Postdampfer, nahm in Havre Post und Fracht an Bord. Ihr Reiseziel war New York, das man in etwa sieben Tagen zu erreichen hoffte.

Die Insassen des schwimmenden Hauses — soweit die Passagiere in Betracht kamen — hatten sich bald zu recht angenehmem Verkehr zusammengefunden, sie wußten ja, daß sie für die nächste Zeit aufeinander angewiesen waren, und so war jeder von ihnen bemüht, die angenehmste Seite seines Wesens hervorzukehren.

Auch ich hatte mich schnell einer lustigen Gesellschaft angeschlossen. Da war zuerst mein Tischnachbar zur Rechten, ein liebenswürdiger Spreeathener vom reinsten Wasser. Elegant und einnehmend durch seine äußere Erscheinung, lustig und stets bereit zu einem mehr oder weniger geschmackvollen Witz, war er bald Hans in allen Gassen und bei den Damen besonders beliebt und wohlgelitten. Fritz Schumann war sein Name, und er verfehlte bei Vorstellungen niemals hinzuzusetzen: „Vom Hause Schumann, Grau & Compagnie." In der That war einigen Herren auf dem Schiff diese Firma als eine alte, bewährte und reiche Bankfirma bekannt, und es sprach sich infolgedessen schnell herum, daß Fritz Schumann eine recht begehrenswerte Partie sei.

„Natürlich, Geld findet sich immer zu Geld," sagte ich mir, als ich bemerkte, wohin es den blonden Fritz schon am ersten Tage der Reise mit unwiderstehlicher Gewalt zu ziehen schien.

Wir hatten nämlich einen amerikanischen „Goldonkel" an Bord, einen Brauereibesitzer aus Buffalo, der mit seinem reizenden Töchterchen eine Reise durch Deutschland unternommen hatte und nun im Begriff stand, zu den heimischen Braukesseln zurückzukehren. Zwei Stunden, nachdem er die „Dania" bestiegen, kannten sämtliche Passagiere der ersten Kajüte seine ganze Lebensgeschichte, die er nicht müde wurde zu erzählen. Mit „Nichts" hinübergekommen ins Dollarland, als Arbeiter schließlich in einer Brauerei angestellt, durch Fleiß und Pflichttreue immer weiter hinaufgerückt und endlich von der Witwe, welcher das umfangreiche Geschäft gehörte, geheiratet — das war August



Das in der Bucht von Malaga gestrandete deutsche Schulschiff „Gneisenau".
Nach einer Photographie von A. Renard in Kiel.

Humoristisches.

Die Geschäftseröffnung.

Nach Skizzen von W. Grögler.



Heute Geschäftseröffnung von H. Müller & Cie. in Kolonial- und gemischten Waren, Glückstraße, alles der Neuzeit entsprechend, fein, nobel. Also jetzt kann's losgehn.



Es sind zwar in den dreißig Häusern der Straße etliche zwanzig Geschäfte. Eine brillant arrangierte Auslage zieht aber ein zahlreiches schaulustiges Publikum an, und so sehen



H. Müller & Cie. der Zukunft mit Zuversicht entgegen! Ah! schon eine Kundschaft! — „Wissen S', ich möcht' nur ins Adreßbuch 'neinschaun,' wo der Kaufmann J. N. Müller wohnt!"



Na, es geht ja; schon wieder eine Kundschaft! „Was kriegen S' denn, Schatzerl?" — „Ich bitt', könnten S' mir nicht einen Hundertmarkschein wechseln?"



„Habe die Ehre, bin Agent der Unfallversicherung ‚Carbolia'! Sie wissen, Benzin-, Petroleumexplosionen können gefährlich werden!"



Ah! Zwei Damen, endlich eine feine Kundschaft! — „Wir sind Vorsteherinnen des Kindergartenvereins und bitten um einen kleinen Beitrag zur Weihnachtsbescherung für unsere armen Kleinen, wir nehmen auch Waren."



„Servus! altes Haus. Was, du hast heut' Geschäftseröffnung? Gratuliere! Da zahlst aber einen Einstand! hast keine Zeit — 's G'schäft geht so brillant? Na, weißt was, pump mir zehn Mark, wir vertrinken's auf dein Wohl!"



Ein Herr aus der Nachbarschaft bittet um Erlaubnis, das Telephon zu benützen. „Wissen S', ich möcht' mir a Kalbhaxen bestellen im Löwenbräu; kommen Sie auch hin abends? Ja so! Sie können nicht, das Geschäft geht vor."



Na, endlich ist es allmählich Abend geworden. Müller & Cie. überlassen sich einer wohlverdienten Siesta und der Lektüre des Abendblattes.



Es ist $8\frac{1}{2}$ Uhr — die bestellte Putzfrau erscheint — bei einem so kolossalen Verkehr muß doch täglich geputzt werden. Das Gas wird allmählich herabgedreht, und



Müller & Cie. wollen gegen 9 Uhr den Laden schließen, als ein Individuum sich noch hereindrängt. „Halt — aushalten — ich krieg' noch einen Hering, aber schön muß er sein und ein Milchner, 6 Pfg. kost't er; hier eine Mark — 94 Pfg. retour."



Das erste Markstück; das wird aufgehoben zum ewigen Andenken! Bei näherer Beleuchtung ergibt sich das traurige Faktum, daß das Markstück — falsch ist. — „A so ein Lump, so ein miserabler! Da hört doch alles auf!!!"

Fetzers amerikanischer Lebenslauf! Seit zwei Jahren war der gute Mann Witwer, und darum wollte er jetzt an der Seite seiner Tochter Ella das Leben genießen.

Ella aber war es, in deren Nähe der junge Berliner stets zu finden war; ein Blinder hätte es sehen müssen, daß die beiden jungen Leute Gefallen aneinander fanden, und auch der Brauer aus Buffalo schmunzelte.

Doch „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht", und die schnell geschlossene Freundschaft sollte ebenso schnell erkalten.

In Havre sollte das geschehen. Den Passagieren war trotz mehrstündigen Aufenthaltes im Hafen das Verlassen des Schiffes nicht gestattet worden, und so standen wir auf dem Promenadendeck, rauchten unsere Zigarren und plauderten. Der Brauer hatte uns soeben zum zwanzigstenmal seine Lebensgeschichte zum besten gegeben und wandte sich jetzt an den jungen Berliner mit der Frage: „Nun sagen Sie, lieber Herr Schumann, was führt Sie eigentlich nach Amerika?"

Der blonde Fritz drehte verlegen lächelnd die Spitzen seines wohlgepflegten Schnurrbartes.

„Gehen Sie in Geschäften hinüber?" forschte Fetzer.

„Geschäfte? — Die überlasse ich dem Alten."

„Also zum Vergnügen — Sie wollen die Vereinigten Staaten kennen lernen?"

„Durchaus nicht. Alles fauler Zauber. Reicht nicht an Berlin heran."

„Vielleicht der Gesundheit wegen? Man verordnet jetzt Seereisen gegen kranke Nerven."

„Ich habe Nerven wie Stricke," lachte Fritz.

Der Amerikaner schüttelte den Kopf; er wußte nicht, was er davon denken sollte. Der junge Berliner nahm ihn und mich bei der Hand, zog uns aus der Hörweite der anderen Gesellschaft fort und drängte uns bis hart an die Galerie, die das Deck umschloß. Hier sah er sich noch einmal geheimnisvoll spähend nach allen Seiten um und flüsterte uns zu: „Ich gehe in geheimen Angelegenheiten nach Amerika — aber bitte, sprechen Sie nicht darüber."

Der Brauer trat unwillkürlich einige Schritte zurück. „Sind Sie Diplomat?" fragte er. Auch ich äußerte meine Verwunderung.

„Es steht viel auf dem Spiele," versicherte der junge Schumann, „aber ich hoffe Erfolg zu haben. Es ist nämlich — aber zuvor Ihr Ehrenwort, meine Herren, auf strengste Verschwiegenheit! So — ich danke Ihnen. Also hören Sie — es handelt sich nämlich um — aber sehen Sie doch, das ist ja ein Götterweib!"

Dieser letzte Ausruf des jungen Mannes hatte natürlich mit seinen voraufgegangenen Auseinandersetzungen nichts zu thun, sondern bezog sich auf eine vor uns auftauchende Erscheinung, welche wirklich geeignet war, unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Einige Minuten vorher hatte nämlich ein kleines Boot, das mit großer Geschwindigkeit vom Ufer aus auf die „Dania" zugekommen war, breitseits angelegt, und, von den beiden französischen Bootsleuten unterstützt, erklomm eine Dame die Strickleiter, die man von unserem Dampfer aus für sie herabgelassen hatte. Und als sie unser Deck betrat und an uns vorüberschritt, um zur Kajütentreppe zu gelangen, da fiel uns allen ihr majestätischer Wuchs, die Reinheit ihres klassischen Profils, die Anmut ihrer Bewegungen auf, und unser Berliner Freund dachte gar nicht mehr daran, uns den Inhalt seiner geheimen Sendung zu verraten, sondern ließ uns stehen, um zum Kapitän zu stürmen und, wenn möglich, zu erfahren, wer das herrliche Weib sei, das soeben an Bord gekommen war.

— — — — — — — — —

Von diesem Augenblick an hatte Fritz Schumann nur noch für Frau v. Salten Aug und Ohr. Magdalena v. Salten, so hatte die Dame ihren Namen in der Passagierliste angegeben, und im Laufe der Unterhaltung stellte es sich bald heraus, daß die schöne Frau Witwe sei, da ihr Gatte, Major v. Salten, vor kurzer Zeit gestorben war, nachdem sie kaum ein Jahr mit ihm vermählt gewesen. Sie trug daher noch Trauerkleidung, deren dunkle Farbe die interessante Witwe zu ihrem glänzendschwarzen, kurzgelockten Haar und dem bleichen Teint prachtvoll kleidete. Sie reiste allein und beabsichtigte, wie sie erzählte, sich längere Zeit in Amerika aufzuhalten, um dieses interessante Land gründlich kennen zu lernen. Sie war anscheinend also vermögend und unabhängig genug, um ganz ihren Neigungen leben zu können.

Arme Ella! Ihre Blicke wurden täglich trüber, das hübsche Gesichtchen immer blasser und leidender.

Fritz Schumann, dieser Don Juan, trieb es auch wirklich zu arg. Er machte der schönen Frau v. Salten nach allen Regeln der Kunst den Hof, war an ihrer Seite, so oft er ihrer nur habhaft werden konnte, und der armen Ella, welche eine aufrichtige Neigung für den blonden Berliner gefaßt hatte, gönnte er kaum einige flüchtige Worte. Und mit Ellas Vater stand er sogar beinahe auf dem Kriegsfuß. Das hatte freilich seinen Grund darin, daß ihm der brave Brauer aus Buffalo bei der interessanten Witwe stark ins Gehege kam. August Fetzer hatte sich allen Ernstes bis über beide Ohren in die „Dame in Schwarz" verliebt, ihre kraftvolle Erscheinung hatte es ihm angethan, und er war bereit, ihr sein Witwerherz und seine durch treffliches helles und dunkles Bier erworbene Million zu Füßen zu legen. Der gute Mann machte aus seinen Gefühlen auch kein Hehl, ja er deutete seine Absichten bei jeder sich bietenden Gelegenheit offen an und kümmerte sich wenig um die wütenden Blicke, die ihm Fritz zuwarf. Ich selbst amüsierte mich nicht wenig über die beiden ungleichen Freier, und um so unverständlicher war mir der tragische Ernst ihrer Bemühungen um die Gunst des „Götterweibes", das mir schon nach kurzer Zeit ganz und gar nicht gefiel.

Ihre ungewöhnlich hohe Gestalt, ihr scharf geschnittenes Gesicht mochten ja recht interessant sein, aber ich entdeckte bald, daß die Dame für ihre äußere Erscheinung sowohl wie für ihr ganzes Wesen recht viel Kunst anwendete. Die blasse leidende Farbe des Gesichtes verdankte sie der Schminke, die geschwungenen dunklen Augenbrauen wurden sicherlich jeden Morgen erneuert, und selbst über die Echtheit des dunklen Lockenhaares gab ich mich gewissen Zweifeln hin. Doch auch ihre Art zu sprechen und sich zu bewegen war affektiert; sie war graziös, doch sie besaß die einstudierte Grazie einer mittelmäßigen Schauspielerin, welche hin und wieder aus der Rolle fällt und dann verrät, daß ihre ganze Vornehmheit nur angelernt ist.

Uebrigens lebte die Offizierswitwe ziemlich zurückgezogen in ihrer Kabine, bis zum Mittag war sie niemals sichtbar, und ich war überzeugt, daß sie mehrere Stunden zur Vollendung ihrer Toilette brauchte.

2.

Es war ein wunderbarer Abend, das Meer so ruhig, als hätten sich seine Wogen mit der untergehenden Sonne zum Schlummer niedergelegt; der Dampfer glitt fast lautlos durch die Wasserbahn und ließ hinter sich eine lange leuchtende Furche zurück.

Wir saßen auf Deck: die schöne Salten, Schumann, der Brauer und ich. Ella hatte Kopfschmerzen vorgeschützt und sich zurückgezogen. Das Gespräch war recht lebhaft, da jeder der beiden Freier sich bemühte, seine Persönlichkeit in den Augen seiner Angebeteten recht interessant zu machen. Fetzer versuchte den jungen Berliner lächerlich zu machen, indem er ihn als einen Menschen darstellte, der keinen eigentlichen Beruf habe und nichts verstehe, als die Zeit totzuschlagen.

„Ja, Sie sind beneidenswert, Herr Schumann," meinte er ironisch. „Sie waren in der Wahl Ihrer Eltern vorsichtig."

„Das waren Sie allerdings nicht," erwiderte Fritz schlagfertig, „aber dafür haben Sie eine gewisse Vorsicht in der Wahl Ihrer Gattin entwickelt, die ja nach Ihrer eigenen Schilderung zwar nicht jung und nicht hübsch, dafür aber recht reich gewesen sein soll."

Der Hieb saß. Der Brauer bekam einen roten Kopf, schluckte jedoch seinen Aerger hinunter, da er merkte, daß er seinem Gegner nicht gewachsen sei.

Fritz wollte seinen errungenen Sieg benützen. „Sie gaben sich vorhin Mühe, Herr Fetzer," fuhr er fort, „mich als einen Menschen hinzustellen, der eigentlich ohne bestimmten Zweck in der Welt umherläuft. Nun ja, Bier brauen kann eben nicht jeder, aber" — hier wandte er sich an Frau v. Salten — „wie ich hier vor Ihnen stehe, gnädige Frau, vertrete ich die Firma Schumann, Grau & Compagnie in Berlin, und in meine Hand ist es gegeben, ob diese Firma um dreimalhunderttausend Mark reicher oder ärmer sein wird."

„Ist es möglich?" rief Frau v. Salten ungläubig lächelnd. „In Ihre Hand ist das gegeben? Erzählen Sie weiter, Herr Schumann."

„Das ist ja eben die geheime Sendung, von welcher ich diesen beiden Herren schon sprach. Wenn es Sie nicht langweilt, gnädige Frau, so berichte ich Ihnen den Fall — es ist ein interessanter Kriminalfall."

„Ah, ein Kriminalfall," sagte die junge Witwe, „dergleichen höre ich fürs Leben gern."

„Nun denn, Ihnen darf ich es ja anvertrauen, meine Herrschaften, ich reise nach New York, um bei der Verhaftung eines Verbrechers hilfreiche Hand zu leisten und meinem Hause ein großes Kapital zu retten. Unsere Firma ist nämlich um diese Summe durch einen ungetreuen Kassierer bestohlen worden. Alfred Burke heißt der Bursche und soll ein noch verhältnismäßig junger Mann sein."

„Soll?" fragte ich. „Kennen Sie ihn denn nicht persönlich?"

„Wie sollte ich dazu kommen?" antwortete Fritz mit rührender Offenheit. „Ich bin fast niemals in die Bureaus gekommen, und wenn es geschah, nur ins Privatcomptoir meines Vaters."

„Aber wie wollen Sie denn den durchgebrannten Kassierer erkennen?"

„O, ich verlasse mich auf meinen Instinkt und kriminalistischen Blick. Ich bin nämlich ein geborener Kriminalist, gnädige Frau, und bin überzeugt, daß ich den Burschen sofort herauswittere, wenn er mir einmal entgegentritt. Auch habe ich eine Photographie von ihm in meiner Brieftasche, die man seiner Geliebten abgenommen hat."

Frau v. Salten streckte hastig die Hand aus. „Lassen Sie sehen," rief sie, „ich kann mir gar nicht denken, wie ein so verwegener Dieb aussieht. Dreihunderttausend Mark — welche Summe!"

Fritz Schumann zog eine kleine lederne Brieftasche hervor. „Sie enthält alles, was auf den Fall Bezug hat," versicherte er.

„Also keine Liebesbriefe?" fragte die schöne Frau lächelnd, indem sie die Tasche entgegennahm. Sie wandte sich und stand jetzt dicht an der Schiffsbrüstung. Und welch ein Unglück für Schumann, den großen Kriminalisten!

In demselben Augenblick, in welchem die Dame das Taschenbuch öffnen wollte, glitt es ihr aus der Hand und fiel ins Meer.

Frau v. Salten schrie auf. Sie war heftig erschrocken und wäre vielleicht in Thränen ausgebrochen, wenn Fritz sie nicht selbst getröstet hätte.

„Es ist ja freilich unangenehm und erschwert mir meine Aufgabe, aber ich beschwöre Sie, gnädige Frau, regen Sie sich nicht auf. Ich werde auch ohne Photographie und Papiere den Verbrecher entdecken.“

„Verzeihen Sie mir, mein lieber, lieber Herr Schumann —“

Fritz küßte die ihm dargebotene Hand und wurde durch liebevolle Blicke aus den Augen seiner Angebeteten für seine Nachsicht reich belohnt.

Der Brauer aus Buffalo bekam einen Hustenanfall, in welchem er seine Wut verbergen wollte. Er räumte das Feld und zog mich mit sich fort.

„Das kann ich nicht mit ansehen,“ flüsterte er mir zu, „einen Gelbschnabel mir — mir vorzuziehen!“ ...

Eine Stunde später traf ich Schumann in der Nähe des Steuerhauses. Das Gesicht des guten Burschen glühte vor Freude und Erregung. Er faßte meine Hand und raunte mir ins Ohr: „Wir haben uns ausgesprochen. Ich habe ihr meine Liebe gestanden.“

„Und sie hat Ihre Werbung angenommen?“

„So halb und halb. Ich soll ihr in New York noch einmal alles wiederholen. Ach, ein Götterweib! — Aber bitte, sprechen Sie nicht darüber.“

3.

Es war am sechsten Tage unserer Reise, als ich Frau v. Salten schon am Morgen ihre Kabine verlassen sah, was ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit war. Sie schien äußerst erregt, war bleicher als sonst, und kaum hatte sie mich erblickt, als sie auf mich zukam und mich hastig fragte: „Wo ist der Kapitän?“

Ich erbot mich, sie zu ihm zu führen, ich hatte ihn kurz vorher mit dem Zahlmeister im Rauchzimmer gesehen.

„Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen, gnädige Frau?“ fragte ich.

In diesem Augenblick kam der Kapitän, ein älterer, aber kraftvoller und energischer Mann, uns entgegen. Die Witwe schritt sofort auf ihn zu.

„Ich bin bestohlen, Herr Kapitän,“ rief sie, „man hat mir ein Schmuckkästchen entwendet — aus meiner Kabine geraubt!“

Der Kapitän bewahrte seine Ruhe, obwohl ihm ein solcher Zwischenfall sehr unangenehm sein mußte. Ja, mir schien sogar, als könne er sich eines Lächelns nicht erwehren.

„War der Inhalt dieses Kästchens sehr kostbar?“ forschte er.

„Sehr kostbar — für mich. Wertvolle Andenken, Schmuckgegenstände — ich muß, hören Sie, Herr Kapitän, ich **muß** diese Kassette wieder haben.“

„Das sollen Sie ja auch, gnädige Frau,“ antwortete der Seemann. „Wie sah sie aus?“

„Braunes Juchtenleder mit Silberbeschlägen — o, ich habe meinen Verdacht und weiß wohl, wer mir das angethan hat.“

„Wollen Sie Ihren Verdacht nicht äußern? Das könnte uns leichter auf die richtige Spur leiten.“

„Nun wohl — ich beschuldige die Stewardeß.“

„Wie, die Stewardeß? Gnädige Frau, diesen Verdacht muß ich zurückweisen, da die Frau schon fünf Jahre mit mir fährt und sich stets ehrlich und zuverlässig gezeigt hat. Uebrigens werde ich, ohne Lärm zu schlagen, eine Untersuchung einleiten, die Ihnen hoffentlich Ihr — kostbares Eigentum wiederbringen wird.“

Der Kapitän hatte das Wort „kostbar“ ganz besonders betont, und als er sich jetzt mit flüchtiger Verbeugung abwandte, sah ich deutlich, daß er bemüht war, sich das Lachen zu verbeißen.

Ich vermochte mir das eigenartige Wesen des Mannes, der doch sonst mit soldatischer Strenge auf Ordnung hielt, nicht zu erklären, doch schon am Abend desselben Tages sollte ich wissen, was ich davon zu halten hatte.

Frau v. Salten war über die laue, gleichgültige Art und Weise, mit welcher der Kapitän ihre Anzeige aufgenommen hatte, ebenfalls empört und klagte ihrem Freunde Schumann ihr Leid, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als sofort eine Belohnung von dreihundert Mark demjenigen zu verheißen, der das Kästchen finden werde.

„Sehen Sie,“ sagte er triumphierend zu mir, „so handelt ein erfahrener Kriminalist; ich bezahle, aber die schöne Frau wird ihre Andenken zurückerhalten und mir zu Dank verpflichtet sein.“

Am Abend lud mich der Kapitän zu einem Glas Bowle in seine Kabine ein. Als ich bei ihm eingetreten war, hieß er mich willkommen und schloß dann behutsam die Thür hinter mir. Auf dem Tisch des elegant eingerichteten kleinen Gemaches stand die Bowle und einige Gläser und — ich wollte meinen Augen nicht trauen — ein braunes Kästchen aus Juchtenleder — das Schmuckkästchen der Frau v. Salten.

„Sie sind erstaunt,“ sagte der Seemann zu mir, „die vermißten Kostbarkeiten der Dame hier vorzufinden. Als Schriftsteller und Berichterstatter Ihrer Zeitung haben Sie ein Recht darauf, dies Geheimnis einige Tage früher zu erfahren, als alle anderen. Ich werde Ihnen jetzt den kostbaren Inhalt dieses Kästchens enthüllen, aber lassen Sie sich nicht durch die Pracht der blitzenden Edelsteine blenden.“

Meine Spannung war auf das höchste gestiegen, als der Kapitän der „Dania“ jetzt die zierlichen Riemen des Kästchens löste und den Inhalt des letzteren mich schauen ließ.

Und was erblickte ich?

Ein Rasiermesser, Pinsel, Seife, Streichriemen, einen Aluminiumbecher — alles zu dem gleichen Zweck bestimmt, die Zierde edler Männlichkeit aus dem Gesicht zu entfernen.

Der Kapitän brach in lautes Lachen aus. „Sie staunen,“ sagte er. „Ja, so ging es mir auch anfangs, und ich sträubte mich dagegen, es zu glauben, daß die schöne Frau v. Salten dieses Rüstzeug eines Barbiers jeden Morgen in Bewegung setzt, um ihren blonden Vollbart abzunehmen. Die Stewardeß brachte mir diese befremdende Mitteilung, und da sie noch andere höchst verdächtige Dinge von der angeblichen Majorswitwe zu erzählen wußte, so hielt ich es für meine Pflicht, der Dame die Möglichkeit zu nehmen, sich weiter zu rasieren. Auf **meine** Veranlassung nahm die Stewardeß das Kästchen an sich, und jetzt wollen wir abwarten, ob aus dem „Götterweib“ unseres Herrn Schumann nicht bald etwas anderes werden wird.“

„Wie, Sie glauben also, Kapitän,“ stieß ich erregt hervor, „Sie glauben, diese Frau sei — —“

„Ein Mann,“ vollendete er lachend. „Ja, allerdings, das glaube ich, und ein geriebener Verbrecher dazu. Und nun reinen Mund gehalten, Herr Zeitungsschreiber.“

— — — — — — — — — — — — —

Wir hatten das amerikanische Gestade glücklich erreicht und näherten uns nun, nachdem alle Förmlichkeiten glücklich erledigt waren, dem Landungsquai von Hoboken. Ich stand neben Schumann und dem Brauer; auch die reizende Tochter des letzteren hatte sich auf Deck eingefunden, wie fast alle anderen Passagiere der ersten Kajüte. Nur Frau v. Salten fehlte.

Die Aermste litt seit vorgestern an einer so heftigen Migräne, daß es ihr nicht möglich gewesen war, ihre Kabine zu verlassen, und die Stewardeß erzählte, die Kranke liege auf dem Diwan und verberge stöhnend das Haupt in den Kissen, so oft ihr die Mahlzeit gebracht werde. Schumann war tief betrübt über das Leiden seiner Angebeteten; da sie sich jedoch nicht zeigte und es ihm durchaus notwendig war, irgend einem weiblichen Wesen den Hof zu machen, so hatte er sich während der letzten Tage wieder Ella zugewendet.

Jetzt lief die „Dania“ an den Quai, aber die Passagiere durften vorläufig noch nicht den Fuß auf die Erde des gelobten Landes Amerika setzen. Dagegen kam ein kleiner untersetzter Herr an Bord, der vom Kapitän mit großer Ehrerbietung empfangen wurde.

Der Seemann sprach einige Minuten mit diesem Herrn, dann geleitete er ihn zur Treppe, die zur ersten Kajüte hinabführte. Bevor er jedoch mit seinem Gaste in der Tiefe verschwand, winkte er uns zu.

„Kommen Sie mit, meine Herren,“ sagte er. „Dieser Herr ist abgesandt worden, um Frau v. Salten feierlich auf amerikanischem Boden zu begrüßen, wie es ihr gebührt.“

Wir stiegen mit hinab und nahmen vor der Kabine der schönen Frau Aufstellung.

„Sehen Sie,“ raunte Schumann mir ins Ohr, „dieses Götterweib wird eben überall verehrt.“

Der Kapitän pochte rücksichtsvoll an die Thür der Kabine. „Verehrte Frau,“ rief er, „es ist Zeit, das Schiff zu verlassen, wir liegen im Hafen.“

„Einen Augenblick — ich komme,“ erwiderte eine unsichere Stimme.

Der fremde Herr entnahm seiner Brusttasche einige Papiere, die er angelegentlich studierte, als die Thür sich öffnete.

Die Dame trat heraus, schwarz gekleidet und das Gesicht von einem dichten, dunklen Schleier verhüllt.

Der schneidige Berliner wollte soeben auf sie zu und ihr den Arm anbieten, aber der fremde Herr kam ihm zuvor.

„Willkommen, Frau v. Salten, in der Neuen Welt!“ redete er sie mit höhnender Höflichkeit an. „Wollen Sie nicht die Güte haben, uns Ihr holdes Antlitz zu enthüllen?“

Die Angeredete prallte zurück und wollte sich schnell in die Kabine zurückziehen, aber der Kapitän packte mit festem Griff ihren Arm, und der fremde Herr ging in seiner Neugier, ihr stolzes Antlitz zu sehen, so weit, daß er ihr den Schleier vom Hut herunterriß.

Ein angstverzerrtes Gesicht, das die deutlichen Anfänge eines blonden Stoppelbartes zeigte, starrte uns entgegen.

„Alfred Burke,“ sagte der fremde Herr mit vernichtender Strenge, „Sie werden beschuldigt, das Bankhaus Schumann, Grau & Compagnie in Berlin um eine bedeutende Summe bestohlen zu haben. Ich bin der Bundesmarschall Bernhardt — ich verhafte Sie zwecks Auslieferung an die zuständige Behörde. Sie sind mein Gefangener.“

Der ungetreue Kassierer brach unter dieser Beschuldigung zusammen.

Der gute Schumann aus Berlin aber war so verblüfft, vermochte sich so gar nicht in die Lage zu finden, daß er schweigend verschwand, während Herr Bernhardt seinem Gefangenen fast die ganze veruntreute Summe aus der Tasche holte und ihn in ein sicheres Verwahrsam brachte.

— — — — — — — — — — — — —

Fritz Schumann erholte sich von seiner kriminalistischen Thätigkeit in Buffalo im Hause

Fetzers, der den jungen Mann als seinen Gast mitnahm.

Sechs Wochen später, nachdem einige Verständigungen zwischen Buffalo und Berlin ausgetauscht waren, fand die Hochzeit von Fritz und Ella statt.

Ich traf das junge Paar bald darauf in New York, wo ich den Leutchen auf eine liebenswürdige Aufforderung Schumanns im Gasthofe einen Besuch abstattete.

Der glückliche Fritz schloß sein Weibchen in die Arme und rief mir lachend zu: „Sie ist ein Götterweib, meine Ella, und wahrhaftig ein richtiges Weib, kein als Frauenzimmer verkleideter Durchgänger."

Und der große Kriminalist küßte sein Weibchen herzhaft auf den Mund.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Kinderorden. — Ein eigenartiger Orden, der ausschließlich an Kinder verliehen wurde, war der Orden der Fahne (Ordre du Pavillon). Man machte dem achtjährigen Prinzen Ludwig, dem nachherigen König Ludwig XV., das Vergnügen, diesen Orden im Jahre 1718 zu stiften, und dekorierte damit dessen Gespielen, sowie sonstige Kinder von Hofpersonen. Das Ordenszeichen war ein goldenes emailliertes Kreuz. In der Mitte der Vorderseite war eine Fahne, auf der Rückseite ein „Anneau tournant" (eine Art Kreisel), das Lieblingsspiel des königlichen Knaben. Das Ordensband war blau und weiß gestreift. Der Orden ging schon 1723 wieder ein. [W. H.]

Der General v. Sahr und seine Schützen. — Während der Schlacht bei Bautzen (1813) ritt General v. Sahr vor, um den in ein Plänklergefecht verwickelten Schützen zu verweisen, daß sie nicht genug auf ihre Deckung bedacht seien. Als darauf ein alter Schütze entgegnete: „Herr General, wenn wir uns decken sollen, müssen Sie auch nicht hier zu Pferde bleiben," rief der General: „O, einen General, wie mich, bekommt der König alle Tage wieder, ich aber nicht solche Schützen, wie ihr seid."

Ein einstimmiges Hurra der Schützen belohnte den allgemein beliebten General. [V.]

Merkwürdiges Tischgebet. — Eines Tages kam an der Tafel des kürzlich verstorbenen Doktors Pearce, eines der bekanntesten Aerzte in London, kurz vor Schluß des Mahles das Gespräch auf die außergewöhnliche Sterblichkeit unter den Rechtsgelehrten.

„Ja, es ist seltsam," sagte einer der Anwesenden, „wir haben in den letzten drei Monaten nicht weniger als sechs berühmte Rechtsanwälte verloren."

Der Doktor, der fast völlig taub war, erhob sich in demselben Augenblick, als der Gast diese Worte beendet hatte, und sprach das Tischgebet: „Für dieses und alles andere sei dein Name gepriesen, o Herr!" [L—n.]

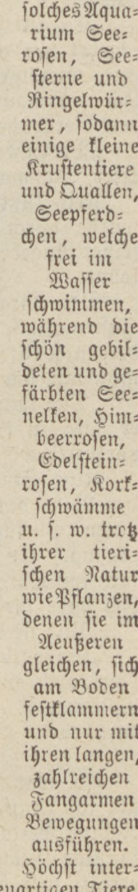


Zimmer-Seewasseraquarium.

Das Zimmer-Seewasseraquarium.

(Mit Abbildung.)

Ein Zimmer-Seewasseraquarium, wie es unsere Abbildung veranschaulicht, besteht aus einem viereckigen Glaskasten, der an kühler Stelle auf einem Tische aufgestellt ist. Die dem Fenster zugekehrte Seite ist verdunkelt, da die Lebewesen eines solchen Aquariums kein direktes Sonnenlicht vertragen. Der Boden ist mit einer Schicht groben Sandes bedeckt, auf der man Stücke von Basalt und Tuffstein, sowie Muscheln und Korallen malerisch anordnet. Das Seewasser, das man jetzt künstlich herstellen kann, muß häufig erneuert, stets frisch und kühl erhalten und mittels eines eigenen Apparates stets gut durchlüftet werden.



Man setzt in ein solches Aquarium Seerosen, Seesterne und Ringelwürmer, sodann einige kleine Krustentiere und Quallen, Seepferdchen, welche frei im Wasser schwimmen, während die schön gebildeten und gefärbten Seenelken, Himbeerrosen, Edelsteinrosen, Korkschwämme u. s. w. trotz ihrer tierischen Natur wie Pflanzen, denen sie im Aeußeren gleichen, sich am Boden festklammern und nur mit ihren langen, zahlreichen Fangarmen Bewegungen ausführen. Höchst interessant ist die Fütterung dieser polypenartigen Tiere. Man reicht ihnen kleine Stückchen Schabfleisch und Teile eines Regenwurms mit einer langen Pinzette und kann dann sehen, wie sie die Beute ergreifen und sich einverleiben. Ein solches Zimmer-Seewasseraquarium gewährt viel Unterhaltung, bedarf aber auch viele Mühe und Sorgfalt, wenn es gedeihen soll. Es sei hier nur noch hervorgehoben, daß man in erster Linie darauf sehen muß, weder das Aquarium zu übervölkern, noch Tiere darin zusammenzubringen, die einander bekriegen und töten.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 2:
Wenige wissen, wieviel man wissen muß.

Schieb-Rätsel.

VESUV, SIBIRIEN, GLEICHENBERG, SILBERLÖWE, SEESTERN, KLOPSTOCK, KÖNIGIN, LAPPLAND, IFFLAND, PERSIEN.

Vorstehende zehn Wörter sind in obiger Reihenfolge derart untereinanderzustellen und so lange seitlich zu verschieben, bis die Buchstaben zweier senkrechten Reihen, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Wie lautet dasselbe?

Auflösung folgt in Nr. 4.

Homonym.

Ein jeglich Haus ist es fürwahr,
Die kleinste Hütte selbst, sogar
Palast und Kirche, Turm und Zelt
Und sonst manch Bauwerk in der Welt.

Wer aber etwas will vollbringen,
Was ihm zumal soll wohl gelingen,
Der muß es wie auch alle Sachen
Mit dieses Rätsels Lösung machen.

Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösungen von Nr. 2:
der zweisilbigen Charade: Bernstein;
des Scherz-Rätsels: Ida.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.